



Die Khyang der Chittagong Hill Tracts (Marginalien zu neuem linguistischem Material von D. und L. Bernot)

Author(s): Lorenz G. Löffler

Source: *Zeitschrift für Ethnologie*, 1959, Bd. 84, H. 2 (1959), pp. 257-269

Published by: Dietrich Reimer Verlag GmbH

Stable URL: <https://www.jstor.org/stable/25840611>

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of the Terms & Conditions of Use, available at <https://about.jstor.org/terms>



JSTOR

Dietrich Reimer Verlag GmbH is collaborating with JSTOR to digitize, preserve and extend access to *Zeitschrift für Ethnologie*

Die Khyang der Chittagong Hill Tracts

(Marginalien zu neuem linguistischem Material von D. und L. Bernot)

Von
Lorenz G. Löffler

Unser gesamtes Wissen zur Ethnographie der Khyang der Chittagong Hill Tracts (Ostpakistan) ließ sich bisher auf kaum mehr als einer halben Seite darlegen: man findet es bei Hutchinson (1906, p. 170; 1909, p. 45); Mills (1931, p. 519) liefert einige Ergänzungen. Ein gut Teil der Hutchinsonschen Angaben ist überdies mit einem Fragezeichen zu versehen und läßt sich, zumindest heutzutage, nicht bestätigen. So liest man (1909, p. 45): „The Khyangs, or Khayengs, principally live on the spurs of the hill range which separates the Chittagong Hill Tracts from Arakan.“ Die Quelle für diesen Satz ist Lewin (1870, p. 237), der auf eine Beschreibung der Kultur der Khyang verzichtet, weil sie sich kaum von der der Mru unterscheidet. Die von Lewin diesen kurzen Bemerkungen angefügte Schöpfungsgeschichte wird von Hutchinson jedoch (mit Recht) den Banjogi (Bom) zugewiesen.

Hutchinson (1909, p. 45) schreibt ferner: „The Khyangs in the District number about five hundred souls and are extremely shy, preferring to remain in the most inaccessible places . . .“ Um so erstaunter ist der Besucher der Chittagong Hill Tracts, die Khyang (ohne Ausnahme!) in einem hügeligen Lande nahe der Bengali-Ebene und bis in diese hinein wohnen zu finden, ihre Dörfer weltoffen verstreut zwischen Marma- und Chakma-Siedlungen. Nach den von H. E. Kauffmann während der Deutschen Chittagong-Hills-Expedition aus den Steuerlisten in Banderban (dem Hauptort der südlichen Chittagong Hill Tracts) eruierten Zahlen betrug die Anzahl der Khyang-Haushalte im Banderban-Circle 1955 etwa 150, was einem Personenstand von rund 700 Leuten entsprechen dürfte.

In einem dieser Khyang-Dörfer nördlich Banderban sammelten Denise und Lucien Bernot während zweier Tage des Septembers 1952 ethnographische und linguistische Notizen, die sie uns nun, unter Einarbeitung anderer Materialien über die Chin (Khyang Arakans), in einer eigenen Publikation vorlegen:

Bernot, Denise et Lucien: Les Khyang des collines de Chittagong (Pakistan oriental). Matériaux pour l'étude linguistique des Chin. Librairie Plon, Paris 1958 (148 S., 2 Skizzen, 1 Kartenskizze. Preis ffrs. 620,—).

Angesichts des bisher so spärlichen Materials über die Khyang kann diese Publikation nur dankbar begrüßt werden, zumal — trotz der kurzen Zeit, in der die Autoren ihre Notizen sammelten — alles dafür spricht, daß das ethnographische Material einwandfrei ist und das Vokabular nach Qualität und Zuverlässigkeit die bisherigen Khyang-Wörterlisten wesentlich übertrifft.

So wertvoll das vorgelegte Feldmaterial somit einerseits ist, so anfechtbar erscheint mir andererseits seine Ergänzung durch Berichte und Wörterlisten anderer Autoren über die Chin. Chin und Khyang sind zwar als Wort identisch („Chin“ ist die englische Umschreibung der hochburmanischen Aussprache des schriftburmanischen „Khyang“, das in dieser Aussprache im Marma [Burmanisch der Chittagong Hill Tracts] bewahrt wurde), damit ist aber noch nicht gesagt, daß alle als Chin (oder Khyang) bezeichneten Bevölkerungsgruppen ebenfalls identisch oder zumindest engverwandt sein müssen. Indessen scheinen die Bernots eine solche Verwandtschaft anzunehmen und geraten dadurch mit anderen Autoren über andere „Chin“ in Widerspruch.

So kommen die Bernots z. B. in ihrer Auseinandersetzung mit Stevenson (1943) zu dem Schluß (p. 13): „ . . . des assertions telles que <les Banjogi et les

Pankho sont des Lai Chin > sont sans support linguistique." Indessen faßte schon Konow (1904) im *Linguistic Survey of India* Lai, Banjogi und Pankho wegen der außerordentlich starken Übereinstimmungen im Vokabular zu einer Gruppe („Central Chin“) zusammen. Die Bernots hingegen vergleichen nicht das Lai (Halka) der Chin Hills, sondern das Khyang (Hyou) der Chittagong Hill Tracts und des Sandoway-Districts mit dem Banjogi und Pankho, d. h. sie nehmen an, daß diese Khyang (bzw. Chin) gleich den Lai seien. In dieser Annahme beziehen sie sich auf Hutchinson, denn sie schreiben (p. 10): „Hutchinson (p. 159) considère les Chin (en 1906) comme des descendants de ces Lai, qui se seraient installés dans les Chin Hills, . . .“ Demgegenüber ist festzustellen, daß Hutchinson nicht die Chin (Khyang), sondern die Banjogi und Pankho als Abkömmlinge der Lai betrachtet: die Stelle, auf die Bernot verweist, findet sich nämlich im Abschnitt über die Banjogi und Pankho und lautet mit Bezug auf diese beiden Gruppen (1906, p. 159): "I consider these tribes to be offshoots of the 'Lais' who occupy the Chin Hills between the Tashon country in the north and the Zan country in the south." Und mit Bezug auf den auch von Stevenson zitierten Brief des Rajas von Arakan an die englische Regierung in Chittagong (1787) schreibt Hutchinson auf der folgenden Seite (1906, p. 160): ". . . it deals with . . . Lais (Pankho and Banjogi)." (Hutchinsons „Zan country“ ist ein in der Ausgabe von 1909 [p. 39] korrigierter Druckfehler für „Zau country“, das Land der Zau. Die Zau [= You] sind die südlichen Chin, auf die ich gleich zurückkommen werde.) Die zitierten Stellen sind fast wörtlich übernommen in das *Gazetteer of the Chittagong Hill Tracts* (Hutchinson 1909), auf das sich Stevenson bezieht.

Wenn im Zusammenhang mit der Lai-Einwanderung schon ein Fragezeichen gesetzt werden soll, so hinter Hutchinsons Interpretation, daß es sich um Banjogi und Pankho handelt. Nachweisen läßt sich eine Einwanderung nämlich nur für die Banjogi (oder, wie sie sich selbst nennen, Bom-zou). Nach Informationen, die mir der Bom-Headman Calkhup Zahau am 20. 4. 1957 in Artha' (Banderban-Circle) gab, zogen Teile der Bom (d. h. Banjogi), von Südosten kommend, vor ungefähr 200 Jahren bis auf die westlichste Bergkette der Hill Tracts südlich Banderban. Das ungesunde Klima dieser niedrigen Kette hatte jedoch schlechten Einfluß auf die Gesundheit der Kolonisatoren und brachte sie zur Überzeugung, daß es hier zuviel böse Geister gäbe. Sie zogen sich deshalb bald wieder auf die höheren östlichen Ketten zurück, wo sie noch heute zu finden sind. Alte „Kuki“-Grabsteine fand ich selbst nahe bei einem Mru-Dorf (Empu-Para) auf der genannten Bergkette.

Mein Bom-Informant meinte ferner, die Pangkhua (Pankho) seien nicht mit ihnen verwandt; hingegen wohnen Angehörige der Bom-Sippen bis in die Chin Hills hinein, und die dortigen Halka sind engstens mit den Bom verwandt und rechnen sich, wie auch die Bom selbst, zu den Lai. Bei diesen Halka handelt es sich um die in der Literatur über die Chin Hills als „Haka“ bezeichnete Lai-Gruppe; so handelt z. B. das 14. Kapitel bei Carey und Tuck (1896, vol. I, p. 152) von der "History of the Lais (Hakas, Klangklangs, Yokwas, Kapis, and Thettas)". Die Identität von Haka und Halka beweist die Lakher-Form „Hiaka“ (laut Lorrain [1951, p. 144]: Government station Haka), die nach den Lautregeln des Lakher (al > ai > ia) dem Bom „Halka“ entspricht.

Diese Angaben dürften ausreichen, um sicherzustellen, daß es sich bei den Lai nicht um die Khyang der Chittagong Hill Tracts handelt, und damit fällt die Bernotsche Annahme, daß der genannte Brief von 1787 etwas über die Geschichte der Khyang aussagen kann. Zwar ist es durchaus möglich, daß die Khyang zu dieser Zeit eingewandert sind, aber es ist auch denkbar und, wie ich weiter unten noch darlegen werde, auch wahrscheinlicher, daß sie schon eine geraume Zeit früher kamen. Sie selbst scheinen keine Erinnerung an eine Wanderung zu haben, denn Mills (1931, p. 519) schreibt: "They claim to have

inhabited the country from time immemorial." Ob Lewins eingangs erwähnte Bemerkung über den Wohnsitz der Khyang seinerzeit richtig war oder sich eigentlich auf die Bom bezieht, wage ich nicht zu entscheiden; die Bernots äußern sich hierzu nicht.

Fest steht, daß die den Khyang der Chittagong Hill Tracts sprachlich am engsten verwandten „Chin“ in den arakanischen Distrikten von Sandoway und Minbu zu finden sind; ihre Eigenbezeichnung wird von Houghton (1892) „Shö“ und von Fryer (1875) „Hiou“ oder „Shou“ geschrieben, „Hyou“ lautet sie in den Chittagong Hill Tracts. Das allen diesen Formen zugrunde liegende *-you ist jedoch nicht nur die Eigenbezeichnung der Khyang, sondern auch als „Zö“ und dergleichen die Eigenbezeichnung nahezu aller von den Burmanen „Chin“ und den Bengalen „Kuki“ genannten Bergvölker Südassams (der „Mizou-Hills“, wie die neue indische Bezeichnung dieses Gebietes lautet), Arakans und der Chittagong Hill Tracts (vgl. Bom-zou, Lai-zou usw.). Die Sprachen und Dialekte aller „You“ (Kuki-Chin) sind miteinander verwandt. Konow (1904) unterteilte sie im Linguistic Survey of India in vier Gruppen: Old Kuki, Northern Chin, Central Chin (einschl. Lai, Lushai usw.) und Southern Chin. Der Zusammenhang zwischen den ersten drei Gruppen scheint enger als der der unter „Southern Chin“ zusammengefaßten Sprachen, zu denen auch das „Shö“ (Hyou) oder Khyang (im engeren Sinne) gehört.

Die Bernots nehmen von dieser Konowschen Arbeit wenig Notiz, begnügen sich vielmehr mit einer negativen Kritik der Konowschen Retranskription der Shö-Vokabulare und versuchen eine eigene Klassifikation. Die zu diesem Zweck angeführten Sprachvergleichen können nicht befriedigen; so werden z. B. verglichen und als Parallelen fettgedruckt (p. 12):

(Pangkhuä) **mari**, (S-Khyang) **miling**, (Lushai) **mirrick**; (Bom) **arú**, (N-Khyang) **kayok**, (Lushai) **har**. Im ersten Beispiel dürfte es sich um drei verschiedene Wurzeln handeln: **mari** (?), **miling** und (korrigiert) **hmir-hrik** (die wirklich vergleichbare Form (Lakher) **palait** < **paling** hingegen ist nicht fettgedruckt); im zweiten Beispiel heißt die Wurzel **ru(t)**, und **ru'** heißt nach Lorrain-Savidge (1898), dem besten bisher über eine der Kuki-Chin-Sprachen publizierten Wörterbuch, auch das Lushai-Wort; **har** dürfte eine Übernahme aus dem Lokalbengali sein, a- und ma- sind Vorsilben.

Die von den Bernots herangezogenen Vokabulare älterer Autoren sind z. T. recht eigenwillig in der Art ihrer Notierungen. Um diesen Ungleichmäßigkeiten zu begegnen und einen Vergleich zu erleichtern, haben die Bernots versucht, einige der Listen zu retranskribieren und zu diesem Zweck zwei „Tableaux de Correspondance“ (p. 48/49 und p. 51) aufzustellen. Hinter einige dieser Entsprechungen möchte ich ein Fragezeichen setzen (so hinter englisches **aw** = **oö** (statt **o**) und hinter **ö** für jedes **a** bei Naylor und Houghton, ohne Rücksicht darauf, ob es vor- oder haupttonig steht), wichtiger jedoch erscheint mir die grundsätzliche Überlegung, daß solche Retranskriptionen nur dann lohnen, wenn das Original selbst eine konsequente Umschrift benutzt. Aus meinen eigenen Beschäftigungen mit diesen Vokabularen habe ich jedoch den Eindruck gewonnen, daß Fehler recht häufig sind; vor allem deshalb, weil die Notierungen in der Mehrzahl auf von ungeübten Ohren gehörten, einmaligen, unkontrollierten Aussprachen basieren, wodurch eine sinnvolle Übertragung solcher Listen häufig unmöglich wird.

Ein Beispiel dafür bietet die Bernotsche Retranskription des Vokabulares von Hughes (1881) (bei den Bernots Druckfehler: Hugues). Statt des Originals wurde nur der Abdruck dieses Vokabulars durch Marre (1883) benutzt. Marre hat die Hughessche Liste z. T. französisch retranskribiert, z. T. aber auch nicht, und sie damit für jeglichen Vergleich unbrauchbar gemacht. So steht z. B. für Hughes' **oo** manchmal **ô**, manchmal **ou**, für **ou** hingegen weiterhin **ou**; von den größeren Verschreibungen seien nur **hae** für **i** und **khéyou** für **khyun**

genannt. Überdies ist das Original selbst nicht frei von Druckfehlern, Inkonsistenzen und Unzuverlässigkeiten (schon Hughes retranskribierte es), und so ist z.B. die Qualität der Initialkonsonanten in der Mehrzahl falsch. Die Bernots korrigieren sie durch Transponierung der finalen h, die indessen für einen Glottisverschluß stehen sollen.

Auf Grund ihrer Vergleiche glauben die Bernots, die Annahme wagen zu können (p. 13/14): «que les Lushai, les Banjogi, les Pankho (peut-être aussi les Shendu), seraient venus des Chin du Nord, tandis que les Khyeng ou Khyang (peut-être aussi les Kumi), seraient venus des Chin du Sud.» Ersetzen wir „seraient venus“ durch „appartiennent“, so entsprechen diese Zuordnungen annähernd der Konowschen Einteilung. Trotz dieser Einsicht in die Sprachverwandtschaft ergänzen die Bernots ihre Khyang-Listen (pp. 54—127 und 128—144) mit Wörtern des Naylorischen Siyin-Vokabulars (Northern Chin) und ziehen diese Siyin-Formen sogar gelegentlich den Houghtonschen und immer den Lewinschen (Chittagong Hill Tracts) Khyang-Formen vor. Ebenso gut (oder, wegen Umfang und Qualität, mit sogar noch größerem Gewinn) hätte das Lushai-Wörterbuch von Lorrain-Savidge (1898) herangezogen werden können.

Auch das Hughessche „Chin“-Vokabular dürfte nicht dem Khyang (Hyou) zuzurechnen sein, wenn es auch unter die Konowsche Rubrik „Southern Chin“ einzureihen wäre. Somit sind nicht nur alle Ergänzungen der Bernotschen Liste, die Rundall, Naylor und Stevenson entnommen sind, zu streichen, sondern auch die von Marre (bzw. Hughes). Was über die Bevorzugung der Naylorischen Formen gesagt wurde, gilt nicht minder für die Wörter aus der Marreschen Liste; denn obwohl die Bernots die Problematik dieser Notierungen eigens hervorheben, geben sie ihnen doch ebenfalls mehrfach den Vorzug vor den durch Houghton oder Lewin notierten Formen. Es seien hier nur einige dieser falschen Ergänzungen angeführt¹⁾.

husten:	(kō) M.	(aus Hughes koo lies khu)	statt (khù) H.,
töten:	(tay) M.	(aus Hughes tay lies th(e)i')	statt (tük) H. < tuk,
Kürbis:	(-mei) M.	(aus Hughes my lies mai)	statt (hmoi) H.,
aufstehen:	(tō) M.	(aus Hughes toe lies thou)	statt H. t'ō < thou,
schön:	[amel' apha] N.	statt (poi) L.,	
Kräh:	(va-ak) N.	statt (ango) L. (vgl. H. aung-ó, F. aungo),	
lang:	(san) M.	statt (saō) L. (vgl. H. 'sauh'),	
Rauch:	(khō) N.	statt (khù) H.,	
Büffel:	(nōn) H.	statt (no) L. (vgl. H. 1895 (Minbu) nō).	

Wenn die Siyin-Wörter schon gegeben werden sollen, dann nur auf den Seiten 54—127 des Bernotschen Vokabulars unter der Rubrik „Vergleichsformen aus verwandten Sprachen“, in der die Bernots außer den entsprechenden Wörtern des Burmanischen (in hochburmanischer und Marma-Aussprache) gelegentlich Mru-, Khumi-, Lushai- und Bengali-Parallelen anführen. Offenbar im Anschluß an Hutchinson schreiben die Bernots „Mro“ und „Kumi“. Ich ziehe es vor, die phonetisch korrekteren (und in der linguistischen Literatur auch häufiger verwandten) Formen „Mru“ und (je nach Dialekt) „Khumi“ oder „Khami“ zu benutzen.

1) Die Namen der Autoren kürze ich durch ihre Anfangsbuchstaben ab: L(ewin 1869), F(ryer 1875), H(oughton 1892), M(arre 1883), N(aylor 1925), B(ernot 1958). Die hinter den Initialen gegebenen Formen stehen in der Original-Umschrift; die vor den Initialen in Klammern gesetzten Formen sind nach Bernot übernommen, dessen System ich, um Unklarheiten zu vermeiden, folge; jedoch wurden dabei aus drucktechnischen Gründen gesetzt: o für offenes o (Bernot: ə), ö für geschlossenes o (Bernot: o), e für offenes e (Bernot: e), ē für geschlossenes e (Bernot: e), ö und ü für die Mittelgaumenvokale (Bernot: ə und u), ng für den velaren Nasal (Bernot: punktiertes n) und ø für den frikativen Dental; der den Schwer-ton bezeichnende Gravis vor der Silbe wurde auf den folgenden Vokal gesetzt, wo dabei Längenstrich und Gravis zusammenfielen, beide zu einem Circumflex zusammengezogen; für die Rekonstruktionsbeispiele wurde auf die Angabe der Töne verzichtet.

Die Mru-Wörter stammen z. T. aus Bernots eigenen Notierungen und entsprechen, wie ich auf Grund meiner eigenen anderthalbjährigen Mru-Studien glaube feststellen zu dürfen, zu zwei Dritteln nicht den Normalformen: z. B. stehen cō, kyō statt cā' (Sohn, -chen), cò statt cia (Rind), pō statt pau (Blume), tya statt tū(k) (töten), acōng statt cen (Sippe), kwi und dwi statt kùì und dui (Hund, Ei), ba(n)' statt bang (Wand), um-pōng statt um-pai (Ente), hōm (für hom, gekochter Reis) statt kàn (Curry), khōng^θor statt khongtōr (Sippenname), ngrunāōn statt ngarū-nau (Sippenname).

Damit erhebt sich nun die Frage, inwieweit die Bernotschen Notierungen des Khyang richtig sind, oder besser: inwieweit sie zuverlässig sein können. Die Autoren nennen ihre Transkription phonetisch und stellen sie, für das Marma und Burmanische, als solche der Transliteration des burmanischen Schriftbildes gegenüber. Da das Khyang ja keine Schrift besitzt, können archaischere Formen, wie sie für das Burmanische in der Schrift bewahrt sind, nur durch vergleichende Rekonstruktionen gewonnen werden: aus ihnen lassen sich die Gesetze der Lautentwicklung erkennen, und mit deren Kenntnis wiederum kann, falls entsprechende Vergleichsformen vorhanden sind, die Korrektheit der Transkription der derzeitigen Aussprache kontrolliert werden. Die Bernots verzichten darauf, die bisherigen Notierungen des Khyang mit den ihren auf eine gemeinsame Grundform zurückzuführen, d. h. sie beschränken sich darauf, die aktuelle Aussprache der notierten Wörter in einem Dorfe (Gongru) wiederzugeben.

Die Berechtigung eines solchen Verfahrens ist durchaus zuzugestehen, jedoch ist es nicht damit abgetan, daß die Phoneme eines bestimmten Wortes in der mehr oder weniger einmaligen und „privaten“ Aussprache eines Mannes notiert werden, wie dies in nahezu allen älteren Vokabularen geschehen sein dürfte. Wichtig sind vielmehr die „idealen“ Phoneme, die der Sprecher wiederzugeben glaubt, und durch deren Kenntnis der Partner, aus den individuellen und aktuellen „Verfälschungen“ des Übermittelten rekonstruierend, versteht. Wenn es dem die Sprache Notierenden gelungen ist, zum „richtigen“ Hören vorzustoßen, entsteht für ihn das nächste Problem: die Übersetzung in Schriftzeichen.

Die mit dieser „Übersetzung“ aus den idealen Phonemen geschaffene Norm als „phonetische“ Transkription zu bezeichnen, ist etwas gewagt: so transkribieren die Bernots z. B. das Marma-Wort für Raja als „màn“, in der tatsächlichen Aussprache jedoch folgt, wie ich oft genug hörte, bei den meisten Sprechern auf das initiale m ein sich verengender, nasalierter o-Diphthong mit velarem Nasalnachklang. Dieser Aussprache Rechnung tragend, lautet die amtliche englische Transkription des Titels der Raja von Banderban und Manikchori „-mong“, und die Khyang haben, Bernot zufolge, dieses Wort als mōng' in ihre Sprache aufgenommen. Da die Transliteration der schriftburmanischen Form mâng ergibt und das a vor velarem Nasal in anderen Marma-Wörtern in der Regel auch so gesprochen wird, ist das a im Bernotschen mản eine offenkundige Rekonstruktion, das n hingegen versteht sich nur aus den Eigenheiten der französischen Aussprache.

Was das Khyang anbetrifft, so konnten die Bernots in den zwei Tagen ihres Aufenthalts kaum Gelegenheit gehabt haben, zum korrigierenden Hören durchzustoßen; dennoch glaube ich, auf Grund der im folgenden auszugsweise dargelegten Rekonstruktionen und Vergleiche, feststellen zu können, daß ihre Notierungen in erfreulich großem Umfang richtig sind. Dies gilt insbesondere auch für die Initialen, die von den Autoren selbst mit einem so großen Fragezeichen versehen wurden, daß sie glaubten, ihre Liste nicht nach ihnen ordnen zu dürfen.

So erscheinen die Wörter im Khyang-Französisch-Vokabular nach Reimen geordnet, da die Finalen, im Gegensatz zu den allen möglichen Einflüssen

unterworfenen Initialen, „distinctes“ seien. Danach sollte man erwarten, daß auch die finalen Nasale „klar“ ausgesprochen würden. Leider findet sich zu dieser Frage (bis auf wenige Fälle nach Diphthongen) keine nähere Angabe. Jedoch fallen bei einer Durchsicht des Vokabulars einige im Vergleich mit den Nachbarsprachen „falsche“ Endnasale auf, zum Beispiel:

lan' (Ehemann) gegen Burm. lang; -cing (Nacht) gegen Mru cin; cung (Mörser) gegen Burm., Mru, Lushai usw. chum; lun' (Stein) gegen Lushai, Khumi usw. lung; tön (Süd) gegen Burm., Mru usw. tong; ayōn'/yōm'-(Penis) gegen Mru, Khumi, Lushai usw. yang; ôm (Curry) gegen Khumi, Lushai usw. àn, Mru kàn.

Da in den vielen anderen Fällen die Endnasale und (mit wenigen fraglichen Ausnahmen) die Endokklusiven immer mit denen der entsprechenden Wörter in den verwandten Sprachen übereinstimmen und sich aus den obigen Beispielen keinerlei Regelmäßigkeit eines Wechsels feststellen läßt, dürften diese Notierungen falsch sein, vielleicht auf Grund unklarer Aussprache durch Nasalierungen, zumal sie nicht durch die (noch häufigere Unregelmäßigkeiten aufweisenden) Süd-Khyang-Formen (Houghtons und Fryers) bestätigt werden; freilich könnte auch eine Sonderentwicklung einzelner Endnasale analog dem Lushai stattgefunden haben, aber dann auch nur zugunsten eines Endnasals, wohingegen in den obigen Beispielen beliebig zwischen m, n und ng gewechselt wird.

Inwieweit die Notierung der Silbentöne korrekt ist, läßt sich schwer feststellen, weniger wegen des mangelnden Vergleichsmaterials als wegen der Art, in der die Bernots die Töne notiert haben. Dies ist, wohlgemerkt, eine Behauptung von mir, die sich auf eine Theorie und eine Annahme stützt, nämlich die Theorie, daß sich die Sprachverwandtschaft innerhalb des Kuki-Chin nicht nur auf das Laut-, sondern auch auf das Tonsystem erstreckt und daß sich diese Verwandtschaft auch bei einem Vergleich Kuki-Chin-Mru-Burmanisch nachweisen läßt, obwohl das Tonsystem des Mru und Chin nicht mit dem des Burmanischen identisch ist; und die Annahme, daß auch das Khyang das Tonsystem der Bergvölker und nicht das des Burmanischen besitzt. Für die Annahme spricht erstens, daß sowohl Houghton als auch die Bernots auch für die durch Okklusivlaut geschlossenen Silben drei Töne angeben, zweitens, daß die aus dem Marma übernommenen Fremdwörter im Khyang häufig in einem anderen Ton erscheinen (dieser „andere Ton“ ist m. E. nach nur der z. B. bei den Mru häufig auftretende Gegenton desselben Haupttons), und drittens, daß die Bernots den möglichen Wechsel des Tones ein und derselben Silbe festgestellt haben (was aus eben diesen Gegentönen erklärt werden kann).

Das von mir festgestellte Tonsystem der Bergvölker ist kurz gesagt das folgende: Es gibt drei Töne, die sowohl in vokalisches frei ausklingenden als auch in durch Glottisverschluß begrenzten, als auch in durch Konsonant abgeschlossenen Silben auftreten müssen: flach, fallend und steigend. Wird, was häufig geschieht, die Art des Silbenausklangs gewechselt, so wird der Grundton in den Gegenton variiert, z. B. wird aus flach-frei steigend-begrenzt, aus steigend-frei fallend-begrenzt, aus fallend-frei flach-begrenzt und umgekehrt.

Durch die von den Bernots verwandte, dem Burmanischen analoge Tonnotierung beschränken sie die möglichen Angaben für die frei ausklingenden Silben auf zwei, die durch Glottisverschluß begrenzten sogar nur auf eine Form. Durch diese Beschränkung des Zeichens ´ auf den steigenden Kurzton müssen die Bernots es entweder auch für die fallende und flache Variante benutzen oder es durch einen Fallton mit zusätzlichem Glottisverschlußzeichen ersetzen. Die Bernots selbst fassen dieses Glottisverschlußzeichen (analog dem Marma) als Rudiment eines früheren Konsonanten, insbesondere k, auf. Mit zwei Beispielen des Khyang-Vokabulars kann diese Annahme widerlegt werden:

khro' (auch khro' geschrieben!) (Mond) hat nie einen Endkonsonanten besessen, sondern leitet sich aus khlà' her, vgl. Khumi (h)lò', Mru lá (Gegenton!), burmanisch la' (Kurzton, entspricht lauthistorisch) = là'. Keinerlei Verschlusszeichen hingegen notierten die Bernots für das Khyang-Wort für Bein: khō. Nur in der Verbindung khok' du (Knie) erscheint das alte finale k, vgl. Mru und Khami khok.

Mit diesen Bemerkungen soll keineswegs den Bernots ein Vorwurf gemacht werden, daß sie das mögliche Problem von drei Kurztönen (statt einem) nicht beachtet hätten; denn die Existenz der oben dargelegten Tonregeln ist bis heute völlig unbekannt geblieben, und ich selbst habe sie erst nach langem Aufenthalt unter den Mru erkannt. Vielmehr ist schon allein die Tatsache, daß die Bernots auch systematisch die Töne notierten, äußerst lobenswert; ist dies doch unter allen in den letzten hundert Jahren in diesem Gebiet gemachten Aufnahmen bisher nur ein einziges Mal geschehen, nämlich durch Houghton (1892), der dabei ebenfalls vom burmanischen System ausging.

Nun zu den Vokalen. In der Einleitung schreiben die Bernots (p. 39): «Parmi les mots du vocabulaire, on ne relève pas de cas où les oppositions o-u, e-i soient pertinentes.» Ich kann ihnen darin nicht zustimmen, vielmehr scheint es mir, daß sich offene und geschlossene e oder o schwer unterscheiden lassen und daß es ein Bernotsches Verdienst ist, diese Unterschiede wesentlich besser und klarer notiert zu haben, als es in den Vokabularen von Lewin, Fryer und Houghton der Fall ist. Die Bernotschen Notierungen erlauben, die Gesetze der Lautverschiebung des Khyang ziemlich klar zu erkennen:

In offener Silbe werden *a zu o, *ò und *ua zu ô; z. B. kho < kha (Kinn), ngo < nga (Fisch), co < ca (klein, Sohn), potō < pata (Mann), hno < hna (Ohr), wo < wa (Bambus-Dschungel), ho < ha (Zahn); kō < kua (neun), khō < khua (Himmel, Wetter), yō < rua (Bambus), tō < to (Dschungel), khō < kho(k) (Fuß). Bezweifelt werden muß krō wegen kro < kla (fallen). Die Notierungen von Houghton und Fryer lassen für das Süd-Khyang keinen Unterschied in der Aussprache von *-a und *-o erkennen; für beide überwiegt die Schreibung o. Daß die von den Bernots notierte Aussprache schon 1870 bestand, zeigt Lewin, der für o „au“ (gelegentlich auch „aw“) und für ô „o“ schreibt. Einen lauthistorisch unbegründeten ö-Vorschlag fügen die Bernots in hngō < hnga (fünf) ein; da er sich bei keinem der anderen Autoren findet (Lewin schreibt nghau), kann die Form wohl bedenkenlos zu hngo korrigiert werden.

Auf Grund dieses Lautverschiebungsgesetzes müssen alle Wörter, die frei auf -a ausklingen, entweder jüngere Übernahmen aus anderen Sprachen sein oder früher einen Endkonsonanten besessen haben. Soweit sich Vergleichsmaterial findet, kann diese Annahme bestätigt werden, z. B. a < (ak) < ar (Huhn), pa < (pak) < par (Blume), wa < (vak) < var (Licht), sha' < sha(t) (abschlagen); muka, mōngka, anga, yokpha, khroma, wō'sa usw. sind Fremdwörter aus dem Marma; die phonetische Entwicklung der verschiedenen Formen der Zahlwörter für eins (1) und zehn (10) ist unsicher. Lewin gibt für 1 hmat und at, Konow mat und ngat, die Bernots schreiben hna' und a', finales t zeigen auch die anderen Kuki-Chin-Formen (khat). Für 10 geben Lewin, Konow und die Bernots einheitlich ha, Khumi hō < -ra weist auf keinen Endkonsonanten, doch haben Chinbok und Yandwin (Southern Chin) nach Tydd und Ross (vgl. Konow 1904) hsrar bzw. rhar. Fraglich bleibt auch B. à (Taro) (alle anderen Vokabulare geben ha) bei Khumi hō < ra und Lushai ba-hra.

Vor Endokklusiven scheint der alte Vokalwert erhalten zu bleiben, z. B. kap = kap (weinen), tap = tap (Feuerstelle), alak < arak (Schnaps), wat = wat (Tuch), cak = cak (Frucht); khok = khok (Fuß), pok = pok (platzen); bei hōk < hok (Rinde), bōp < bop (schlagen) und lōp < lua(k) (?) (sich erbrechen) mag es sich um Notierungsfehler handeln. Unregelmäßig ist auch nop < hnap

(Rotz). Da drei dieser fraglichen Formen auf -p enden, ist an einen akustischen Einfluß des Labialverschlusses zu denken.

Die Entwicklung von *a und *o vor Endnasalen gibt ein Problem auf. während *o (bzw. *ua) durchgängig zu *ō* verengt erscheint, ist *a teils erhalten, teils zu *o* verdunkelt; zum Beispiel *cang* < *srang* (?) (Onkel), *kan* < *kan(g)* (weiß), *tankho* < *tankha* (Tür), *ban* = *ban* (Arm); aber: -*mon* < *man* (Preis), -*yon* < *yan* (Nacht), *hnom* < *hnam* (riechen), *pom* < *pang* (Wand), *šom* < *sam* (Haar) u. a.; fälschlich mit *ō* geschrieben sein dürften *cōng* < *cang* (Paddy), *yōn* < *yang* (Penis), *ōm* < *an* (Curry) und (wegen *kōom* < *kwam* [Betel]) wohl auch *wōm* < *wam* (Grube). Demgegenüber findet sich bei Lewin (soweit feststellbar) für *a vor Nasal immer a, zum Beispiel B: *ayon*, L: *ayan* (Nacht), B: *šom*, L: *sam* (Haar), B: *khrong*, L: *krang* (Mann). Die Vokabulare der Süd-Khyang geben ohne ersichtliche Regel für *a, *o, *ua vor Nasal *aw*, *au*, *o* oder (Fryer) *oä*, vereinzelt findet sich aber auch a für *a vor Nasal, selbst da, wo die Bernots o schreiben, zum Beispiel B: *ayon*, H: *ayan* (Nacht), B: *hnom*, H: *nan* (riechen).

Aus diesen Gegenformen, aus Parallelen in der Lautentwicklung des Khumi und (teilweise) des Marma und aus der mit zunehmender a-Verdunklung zunehmenden Zahl der „falschen“ Endnasale glaube ich schließen zu dürfen, daß es sich in allen Fällen, in denen bei den Bernots für *a vor Nasal ein *o* oder gar *ō* steht, nicht um eine unregelmäßige Lautentwicklung handelt, sondern um eine durch Nasalierung auftretende Dunklung des Vokals, die (wie auch Fryers Schreibung *oa* [o mit a-Nachklang] anzeigt) häufig mit einer Scheindiphthongierung verbunden ist. Aus derselben Vokaldunklung erklärt sich auch *o vor Nasal zu *ō* bei den Bernots (zu *ou* bei Lewin). Nur in einem einzigen Fall, nämlich *loōng* < *long* (Boot), wurde auch der Diphthong festgehalten. Angemerkt sei noch, daß die Bernots für den *o*-Diphthong des Marma, der von *oō* bis zu *au* schwanken kann, stets nur offenes *o* schreiben.

In einem Fall von *ua vor Nasal geben die Bernots die heutige Form als *ö*, nämlich *thōn* (pflügen) < *thuan*. Vielleicht erklärt sich diese Irregularität durch eine Übernahme des Wortes aus dem Marma mit Vereinfachung des dort auftretenden Triphthongs, der mit *thwein* wiedergegeben wird. Den Angaben der Bernots zufolge dürfte es sich bei diesem *ö* um einen Mittelgaumenvokal handeln, wie ihn die ältere französische Transkription für Indochina durch *o'* (*o barbu*), die neuere durch *ö* wiedergibt. Außer diesem *ö* findet sich noch ein zweiter Mittelgaumenvokal im Khyang, der dem älteren *u'* (*u barbu*) und dem neueren *ü* für Indochina entsprechen dürfte.

Beide Laute finden sich auch im Mru und Khami, hingegen nicht in den Lai-Dialekten. Houghton schreibt für das Süd-Khyang *ö* und *ü*. Obwohl nahezu keine Parallelen zwischen den *ö* und *ü* des südlichen und des nördlichen Khyang festzustellen sind, so trägt es doch nicht gerade zur Klärung der Sache bei, wenn die Bernots Houghtons *ö* durch *ü* (geschrieben *m*) ersetzen (dem es mit Sicherheit nicht entspricht) und *ü* (geschrieben *ü*) stehenlassen, zumal die Unadaptiertheit europäischer und burmanischer Ohren an diese Laute in den bisherigen Vokabularen eine klare Notierung weitestgehend vereitelte.

Sämtliche sich zum Vergleich anbietenden Wörter des Nord- und Süd-Khyang sind Lehn- oder Fremdwörter aus dem Burmanischen (bzw. Marma), Khyang *ü* entspricht dabei dem alten burmanischen Mittelgaumenvokal, der heute (hochburmanisch und Marma) in freier Stellung annähernd wie geschlossenes *o* ausgesprochen wird. Man vergleiche: Marma *khō*, N-Khyang *khū* (Taube), Marma *mrō*, N-Khyang *mrü* (Mru), Marma *mrō'*, S-Khyang *mlü* (< *mrü*) (Stadt), Marma *praθō*, S-Khyang *pyashü*, N-Khyang *prasöü* (< *prasü*).

Für Bernots *ö* hingegen findet sich bei Houghton fast immer eine Art *o*, z. B. B: *hnokthō'*, H: 'nut-tó (Nase), B: *mök'*, H: *mók* (Saatgut), B: *köm*, H: *kawn* (hinabgehen). Leider finde ich für keines der Bernotschen Wörter mit *ö* Vergleichsformen in den verwandten Sprachen (zu *shök* [sechs] und

phöm [Schlange] s. u.). Houghtons ö hingegen entspricht (in freien Silben) einem früheren *ou; z. B. H: alö < lou (Schwendfeld) (B: lóo und ló'-), H: p'ö < phou (an der Sonne trocknen) (B: phō'), H: t'ö < thou (aufstehen), H: ashö < hyou (Khyang) (B: hyōu). Während mithin Houghtons Notierungen in diesem Punkte konsequent sind, zeigen die Bernotschen Formen keine Einheitlichkeit.

Für die häufigen ü des Süd-Khyang finden sich, mit Ausnahme der aus dem Burmanischen übernommenen Wörter, keine Parallelen im Nord-Khyang. Statt dieser ü werden hier, wie auch in den verwandten Sprachen, durchgängig u gesprochen. Das Nord-Khyang ist demnach von dieser u-ü-Lautverschiebung (mit der Parallele u-iü im Khumi) nicht erfaßt worden. Zu Vergleichszwecken kann im Bernotschen Vokabular also der ganze Abschnitt —ü— (mit Ausnahme von mlü [Stadt] und [dem als Siyin-Wort zu streichenden] yün [zahn]) unter —u— eingereiht werden.

Die u und i des Khyang entsprechen, soweit feststellbar, den gleichen Vokalen in den verwandten Sprachen. Houghtons at'en (Ingwer) und t'en (Baum) gehen zwar beide auf *thing* zurück, da i aber sonst auch bei ihm erhalten ist, kann es sich hier (wie auch der „falsche“ Endnasal zeigt) um einen atypischen Einfluß der Nasalierung handeln.

Die Bernotsche ē-Reihe enthält fast nur vokalisches ausklingende Wörter; die konsonantisch ausklingenden dürften am falschen Platze sein: pēk steht für pek (geben), (öthēn) H. für *thing* (s. o.), nôtēng hätte wahrscheinlich ebensogut notēng (Ohr) geschrieben werden können, zu sēl (Rind) s. u., bei (ēip) M. wurde einer zweifelhaften Marreschen Form der Vorzug vor der korrekten Lewinschen (*ip*) (H: í') gegeben, ebenso falsch ist (pak sē) aus Marre nach Hughes pak-sai (alte Person) für alt (H: 'san, F: sām).

An einige der frei ausklingenden Wörter auf -ē haben die Bernots noch ein i angehängt, und mit ei finden sich die Wörter dieser Reihe (soweit vorhanden) bei Konow. Daß eine einheitliche Schreibung berechtigt wäre, zeigt der Vergleich: Lushai hat in allen Fällen ei, Khumi und Mru haben ai. Nach Shafer (1940, p. 326) entspricht ei der sinotibetischen Ausgangsform. Nicht in die ē-Reihe gehört ê (Kot) statt è(k); dagegen gehört wahrscheinlich hierher she (Speer) statt shē(i) (< hrei), und vielleicht auch alé' (Schuld) wegen Lushai lei (jedoch auch Mru „unregelmäßig“ löi).

Seltsam ist auch die Form thek < *thei*; Houghton und Fryer haben die regulär zu erwartende Form thē. Bernots eigene Vergleiche von thek und cak (Frucht) (v. p. 43) sind abzulehnen, zumal sich keine Anhalte für einen c-th-Wechsel finden und das k von thek, nicht aber das von cak (das sonst cok lauten müßte), eindeutig sekundär ist. Solche sekundären Anfügungen von finalem k lassen sich im Mru und Lushai zwar (syntaktisch bedingt) für Verben, nicht aber für Substantive nachweisen; indessen findet sich in den Bernotschen Notierungen noch ein ähnliches Beispiel: munkok (Mund) gegen Lewin und Konow -ko < ka (so Lushai), und hnokthō' (Nase), insofern es nicht hno-k()thō', sondern hnok-thō' (< hna-) zu trennen ist.

Nun zu den anderen — nicht kontrahierten — Diphthongen des Khyang. Die Bernots scheinen eine etwas seltsame Einstellung zu ihnen zu haben, denn wenn ich ihre Ausführungen auf den Seiten 40 bis 42 richtig verstehe (z. B., p. 42: «Il est seulement probable que sous l'influence de la faible occlusive laryngale finale qui caractérise le ton III, la semi-voyelle y apparaît après la voyelle»), wollen sie sie als durch die Töne und Begleitkonsonanten bedingt erklären. Ein solches Unterfangen liefe jeglicher Phonologie des Sinotibetischen zuwider. (Ebenso unakzeptierbar sind die Bernotschen Sprachvergleiche auf den Seiten 50 und 52.) Auch erlaube ich mir, zu bezweifeln, daß die Unterscheidung zwischen i und y als zweitem Teil eines Diphthongs irgendwelche Berechtigung besitzt. Die Problematik der Khyang-Diphthonge

liegt in einer ganz anderen Frage, nämlich wiederum in der der Lautverschiebung. Man vergleiche:

1. lay' (Feld): Schriftburmanisch lay, Khami, Mru usw. *lai*,
alày (Mitte): Schriftburmanisch alay, Lushai *lai*,
hlày (Nabel): Khami, Lushai usw. *lai*,
obày (Schwager): Bengali *bhai*.
2. oy' (Krabbe): Khami, Lushai usw. *ai*,
doy' (Bambus): Khami, Khumi *dai*,
kòy (hinaufgehen): Lakher *kia* < *kai*,
(ahmoi) (Kürbis): Lushai, Khumi *mai*.
3. toy' (füttern): Mru *toi*,
poy' (Fest): Mru, Khumi, Lushai *poi*,
khai (Biene): Khumi, Lushai *khai* < *khuai*.
4. uy' (Hund): Khumi, Lushai *ui*,
tuy' (Wasser): Mru, Khumi, Lushai usw. *tui*.
5. -toy' (Ei) (F: toï): Lushai *tui*,
yüy' (Strick) (F: yoï): Lushai *hruï*, Mru *ruï*,
(nui) L. (lachen) (H: noi): Lushai *nui*,
ômoy' (gebären): Burmanisch *mwè*,
-noy' (heiraten): Lushai *nei*.

Die Beispiele für die anderen von den Bernots notierten Diphthonge sind zu wenig, als daß ein Vergleich gewagt werden könnte. Für die in der obigen Zusammenstellung offenbar werdende zweigeteilte Entsprechung des *ai kann ich keine Erklärung finden; dasselbe gilt für die Abweichungen vom *ui; sicher scheint nur oi = *oi.

Verwirrend scheint auf den ersten Blick auch die Entwicklung des finalen *l. Ich stelle wieder die wichtigsten Beispiele zusammen:

- bol' (Batate): Lushai *bal*; kokol' (Riegel): Siyin *kal*;
(thol) L. (Pfeil) (H: at'aw): Lushai *thal*;
sël (Rind) (L: shar, H: 'saw'): Lushai *shial*;
tel (Hoden): Lushai *til*; (hnio) H. (vergessen): Lushai *hngil*;
'pu-ser' (Onkel): Siyin *nu-sel* (Nichte);
mul' (Körperhaar) (H: a'maw): Lushai *mul*; kul' (20) (H: go''): Lushai *kul*;
phöm (Schlange) (L: phol, H: p'aw): Lushai *rul*.

In einheitliche Schreibung gebracht, läßt sich die Entwicklung der Süd-Khyang-Wörter etwa so vorstellen: *thal* > *thā* > *tho*, *shial* > *shyā* > *sho*, *hngil* > *hngya* > *hnio*, *mul* > *mua* > *mo*, *kul* > *kua* > *ko*, *-rul* > *phua* > *pho*; d. h. im Süd-Khyang wird finales *l zu a (eine Lautentwicklung, wie sie auch das Mru zeigt), und die so entstehenden Diphthonge werden den bereits genannten Kontraktionen und Lautverschiebungen unterworfen.

Im Nord-Khyang hingegen bleibt finales *l erhalten, *a vor l wird zu o. Weil mediales *ia im Khyang für gewöhnlich zu e wird (vgl. *riat* : set [acht], *lian* : len [groß]), während *i i bleibt, sollte man für Rind *shel* (jedoch auch Konow *sheil*) und für Hoden *til* erwarten. (L: *shar* < *shal* könnte mit der auch im Süd-Khyang beobachteten Einbeziehung des i in den vorangehenden Zischlaut erklärt werden.) Völlig aus der Reihe fällt *phöm*, wohingegen L: *phol* eine halbwegs regelmäßige Form zu sein scheint (< *brul*?). Insbesondere dürfte das *ō* für *u in *phōl* einer Regel entsprechen, denn es findet sich überall dort, wo ein initiales *r verschwunden ist, z. B. F.: *yo*. L: *kayok* (wohl: *kei yo'*) < *ru(t)* (Knochen), F: *yoï* (B. jedoch *yüy*) < *ruï* (Strick), H: 'so''k (B. jedoch *shōok*) < *-ruk* (sechs).

Aus den eben angeführten Beispielen kann sogleich eine weitere Regel abgelesen werden: initiales *r wird (im Nord- und Süd-Khyang) zu y und in

Verbindung mit h zu sh. (Vergleiche auch: B: hyōu [Khyang] > H: shō.) Weitere Beispiele für diese Regel bieten die Zahlwörter für 6, 7 und 8. Man vergleiche:

	Bernot	Konow	Lewin	Houghton	Fryer		
6	shōök	soke (souk)	sowk	'so''k	sop	> hyok	> <i>h-ruk</i>
7	se'	shēy	shé	'si''	she	> sāyi	> <i>sari</i>
8	sèt	shet	sat	'sě	shap	> hy(i)at	> <i>hr-yat</i>

In Lehnwörtern aus dem Burmanischen wird initiales *r zu l, z. B. loga < roga (Krankheit), alak < arak. Als zweiter (oder bei Aspiration dritter) Konsonant einer Verbindung läßt es sich von *l nicht unterscheiden (dasselbe gilt von initialem hr in Lehnwörtern): im Süden werden beide als l, im Norden beide als r gesprochen, z. B.

Norden: prang,	Süden: plong	< <i>hmrang</i> (Spiegel) (Marma <i>hmrang</i>),
Norden: hmrang,	Süden: mlong	< <i>prang</i> (außen) (Schriftburm. <i>prang</i>),
Norden: ahri,	Süden: ahle	< <i>ahri</i> (Ost) (Marma <i>ahri'</i> , Schriftb. <i>ahre'</i>),
Norden: khri,	Süden: khli	< <i>khli</i> (Wind) (Lushai <i>thli</i>),
Norden: khro,	Süden: khlo	< <i>khla</i> (Mond) (Lushai <i>thla</i>),
Norden: trangla	< (Marma:) talängla	(Montag).

Die Entwicklung von (kh)l zu (kh)r im Nord-Khyang wird auch durch die Konowsche Liste (1904) bestätigt, Lewin jedoch (1869) gibt noch kl. Den Bernotschen Angaben zufolge besteht heutzutage sogar eine Tendenz, einfaches initiales l (im Sandhi?) wie r zu sprechen, so ren neben der Ausgangsform len (groß).

Schließlich noch ein Blick auf die Vorsilben. Im Nord-Khyang sind eigentliche Vorsilben nicht zu finden (es sei denn in Lehnwörtern), im Süd-Khyang findet sich gelegentlich ein m, das die Bernots, da es vorwiegend vor Körperteile bezeichnenden Wörtern erscheint, als eine Art Possessivprefix auffassen möchten. Dies erscheint mir, wegen Parallelscheinungen im Khumi, ziemlich fraglich, und zumindest im Falle des Zahlwortes für 4 ist es anders zu erklären: das m von Süd-Khyang mli entspricht nämlich dem Khami mali (Lushai pali, Mru tali usw.) und dem Nord-Khyang hli. Die hier im Nord-Khyang auftretende Aspiration gehört (wie auch burmanisch lè [< li] zeigt) nicht zur Wurzel, sondern ist der Rest einer alten Vorsilbe. Daß einstige Vorsilben im Khyang zu h wurden, zeigen auch die Zahlwörter für 5 und 6: hngo < *hnga* : banga (Khumi), tanga (Mru), panga (Lushai); shök < *hruk* : taruk (Khumi, Mru), paruk (Lushai). Nord-Khyang h : Süd-Khyang m (vor l) zeigt auch hlai : mlai (Nabel; Lushai: lai); dagegen steht zwar (Nord-Khyang) lum (Geist) : (Süd-Khyang) mlüng (Herz), doch handelt es sich hier möglicherweise um zwei verschiedene Wörter, vgl. Mru: lüm (Geist) und Lushai: lung (Khumi: malüng) (Herz). Wahrscheinlich geht auch das h in Hyou auf eine Vorsilbe zurück, vgl. Lushai: Mi-zou.

Die von den Bernots auf den Seiten 30 bis 32 gegebene Liste der Verwandtschaftstermini gibt uns einige Aufschlüsse darüber, wer in den vergangenen Zeiten die Nachbarn der Khyang gewesen sein müssen. Leider läßt die Liste Angaben darüber vermissen, inwieweit einige der Termini für die Verwandten der eigenen Generation und die Kinder der Geschwister von Männern und Frauen oder nur von den Angehörigen eines Geschlechtes zur Bezeichnung des angegebenen Verwandtschaftsgrades benutzt werden. Das Nord-Khyang-System scheint, soweit die wenigen Angaben für das Süd-Khyang einen Schluß zulassen, weitgehend von dem im Sandoway-Distrikt gebräuchlichen System abzuweichen. Den Grundtermini nach zu schließen, dürften beide Systeme früher eine Form besessen haben, die derjenigen der benachbarten Bergvölker entsprach: Gleiche Grundbezeichnungen für Vaters Brüder Ehefrauen und Mutters Schwestern bzw. Vaters Brüder und die Ehemänner von Mutters Schwestern; für Vaters Schwester mit Ehemann und die Schwiegereltern der Schwester eines Mannes, für Mutters Bruder mit Ehefrau

und die Schwiegereltern eines Mannes bzw. des Bruders einer Frau; für die Enkelkinder und die Schwesterkinder eines Mannes: all das deutet auf ein System, nach dem der eigenen (patrilinearen) Deszendenzgruppe die anderen Verwandten in zwei Klassen gegenübergestellt werden (die der Frauengeber und die der Frauenehmer).

Den abgeleiteten und aus dem Marma übernommenen Termini nach zu urteilen, ist dieses alte klassifikatorische System in Verfall geraten und durch eine (an einigen Punkten noch schwankende) weitgehend deskriptive Form ersetzt worden, die sich mit 52 (der doppelten Zahl der für das alte System minimal nötigen) Termini behilft. Von den Grundtermini findet sich die Mehrzahl allgemein im Kuki-Chin wieder, einige lassen sich jedoch nur bei Khumi (oder Khami) und Mru nachweisen, woraus wohl entnommen werden darf, daß die Khyang in früheren Zeiten räumlich engeren Kontakt mit diesen beiden Gruppen gehabt haben müssen.

- Vater: po < pa (allg. Kuki-Chin und Mru),
 Mutter: nu (Houghton auch: u) (allg. Kuki-Chin; nur Mru: u),
 älterer Bruder: ta(ō) allg. Kuki-Chin, jedoch nicht Khumi und Mru),
 ältere Schwester: ci (Khumi und Lakher),
 jüngeres Geschwister: naō (allg. Kuki-Chin und Mru),
 jüngeres Geschwister: be (Khumi),
 Sohn: co < ca (allg. Kuki-Chin und Mru),
 Enkel: tu (allg. Kuki-Chin),
 Mutters Bruder: pu (allg. Kuki-Chin und Mru),
 Vaters Schwester (u. a.): cang (? < -rang = Vaters Schwesters Ehemann,
 so allg. Kuki-Chin und Mru),
 Vaters Schwesters Mann: hmök (vgl. mok-ca = Schwiegersonn,
 so Mru und Khami),
 Fraus Schwester: hngok (vgl. Khami ngak-pi [Vaters jüngerer Bruder],
 li-nga' [Schwiegertochter]),
 Schwägerin: mou (Houghton) (Khumi und Lakher),
 Schwager: hnēi (Mru und Khumi: nai).

Z u s a m m e n f a s s u n g

Über den Lautwandel im Khyang läßt sich folgendes feststellen:

1. Initialkonsonanten (außer *r) bleiben erhalten, werden jedoch im Sandhi erweicht. Initiales *r wird zu y (in Fremdwörtern jedoch zu l). In konsonantischer Verbindung (zumindest nach kh) werden *r und *l im Nord-Khyang zu r, im Süd-Khyang zu l; *hr jedoch wird (außer in Fremdwörtern) zu sh.
2. Finalkonsonanten (außer *r und [im Süden] *l) bleiben erhalten. Finales *r wird (über k) zu einem Glottisverschluß; finales *l wird im Süd-Khyang zu a.
3. Von den Vokalen bleiben *i und *e in offenen und geschlossenen Silben erhalten. *a in offener Silbe wird zu o; in offener Silbe erhaltene a stammen (überwiegend) aus Fremdwörtern oder *ar. *a in geschlossener Silbe wird im Süd-Khyang (mit Ausnahmen) zu o oder ō, im Nord-Khyang bleibt es erhalten, tendiert jedoch vor Nasalen (und l) stark zu o. *o wird in offener Silbe und vor Nasalen zu ō, vor Okklusiven bleibt es (zumindest im Nord-Khyang) erhalten. *u bleibt in offener und geschlossener Silbe im Nord-Khyang erhalten, im Süd-Khyang wird es (mit Ausnahmen) zu ü. Für ō und ü ist das Vergleichsmaterial zu gering, um definitive Schlüsse zuzulassen. Mit ü wird burmanisches ō in offenen Silben wiedergegeben.
4. Von den Diphthongen in offener Silbe wird *au zu a(ō); *ou nach Houghton zu ö (im Nord-Khyang zu ō?); *ai zu ai oder oi; *ei zu ē(i); *oi und *ui (mit fraglichen Ausnahmen) bleiben erhalten. In offenen und geschlossenen Silben werden *ua und *ia wie e bzw. o behandelt (mit Ausnahmen für ia in offener Silbe).

Im Vergleich mit den verwandten Sprachen der umwohnenden Bergvölker läßt sich feststellen, daß das Khyang sich dem Vokabular nach enger an das Kuki-Chin (insbesondere das „Southern und Central Chin“) anschließt als das Khumi; daß es in seiner phonetischen Entwicklung Parallelen zum Khumi (und in geringerem Maße zum Mru und Burmanischen) zeigt; daß die Verwandtschaftsterminologie vom Khumi (und Mru) her beeinflußt wurde. Aus einem Vergleich der vorgegebenen, hier nicht im Detail zu wiederholenden Daten mit den (noch unveröffentlichten) Ergebnissen meiner Untersuchungen zur linguistischen Stellung der Khumi und Khami und zur Geschichte der Mru schließe ich, daß die letzte gemeinsame Heimat der Khyang sich östlich (oder im Gebiet) des Ober- oder Mittellaufes des Koladan befunden haben muß.

Am Mittellauf des Koladan wohnten (und wohnen z. T. noch heute) seit mehr als 900 Jahren die Mru, die vor schätzungsweise 400 bis 500 Jahren dort von den Khumi im Norden und den Khami im Süden in die Zange genommen und zum Teil über Westen nach Norden (in die Chittagong Hill Tracts hinein) abgedrängt wurden. Die Khyang als nächste Welle dürften dementsprechend im Norden mit den Khumi, im Süden mit den Mru in Kontakt geraten sein. Eingeklemmt zwischen den Khumi, den aus dem Gebiet von Haka vorrückenden Lakher und weiteren Südchin im Osten, wurde die kleine Gruppe der nördlichen Khyang nach Nordwesten hinausgedrängt und erreichte (wahrscheinlich über das heutige Bom-Gebiet, das damals, wenn überhaupt, von Pangkhua besiedelt war) die mittleren Chittagong Hill Tracts; die südlichen Khyang hingegen setzen ihre Wanderung (an Mru und Khami vorbei) bis in ihr heutiges Wohngebiet hinein fort, d. h. bis in das Bergland der Distrikte von Minbu und Sandoway. Genauere Datierungen läßt das bisher vorliegende Material nicht zu.

Literatur

- Bernot, D. und L., 1958: *Les Khyang des collines de Chittagong* (Pakistan oriental). Paris.
- Carey, B. S., und Tuck, H. N., 1896: *The Chin Hills*. Rangoon.
- Fryer, G. E., 1875: On the Khyeng people of the Sandoway District, Arakan, *Jl. Royal Asiatic Soc. Bengal* 44, pp. 39—82.
- Houghton, B., 1892: *Essay on the language of the Southern Chins and its affinities*. Rangoon.
- 1895: „Southern Chin vocabulary (Minbu District)“, *Jl. Royal Asiatic Society*, pp. 727—737.
- Hughes, W. G., 1881: *The hill tracts of Arakan*. Rangoon.
- Hutchinson, R. H. S., 1906: *An account of the Chittagong Hill Tracts*. Calcutta.
- 1909: *Chittagong Hill Tracts* (Eastern Bengal and Assam District Gazetteers). Allahabad.
- Konow, S., 1904: *Linguistic Survey of India* (ed. by G. A. Grierson), Vol. III, 3. Calcutta.
- Lewin, T. H., 1869: *The hill tracts of Chittagong and the dwellers therein*. Calcutta.
- 1870: *Wild races of Southeastern India*. London.
- Lorrain, J. H., und Savidge, F. W., 1898: *A grammar and dictionary of the Lushai language* (Dulien dialect). Shillong.
- Lorrain, R. A., 1951: *Grammar and dictionary of the Lakher or Mara language*. Gauhati.
- Marre, A., 1833: „Coup d'œil sur le district montagneux de l'Arakan“, *Le Muséon* 2, pp. 522—546.
- Mills, J. P., 1931: „Notes on a tour in the Chittagong Hill Tracts in 1926“, *Census of India 1931*, Vol. 5, pp. 514—521.
- Naylor, L. B., 1925: *A practical handbook of the Chin language* (Siyin dialect). Rangoon.
- Phayre, A. P., 1883: *History of Burma*. London.
- Rundall, F. M., 1891: *Manual of the Siyin dialect spoken in the Northern Chin Hills*. Rangoon.
- Shafer, R., 1940: „The vocalism of Sino-Tibetan“, *Jl. American Oriental Society* 60, pp. 302—337; 61 (1941), pp. 18—31.
- Stevenson, H. N. C., 1943: *The economics of the Central Chin tribes*. Bombay.